

Anitas Ausstellung

Das leckerste halbe Schinkenbrot, das ich je gesehen habe, lag nicht in der Auslage einer Bäckerei. Es hing im Neumünsteraner Kulturkaufhaus. In Metergröße. Ein Traum von einer Mahlzeit. Unerreichbar in 2 Meter 50 Höhe von Anita Schwieger an der Wand platziert.

Die Ernährungspsychologie lehrt uns, daß Speisen immer leckerer daher kommen müssen je weniger Hunger wir haben. Der erste Gang eines Gängemenüs erfordert wenig Aufmerksamkeit. Je weiter wir voranschreiten, je voller der Magen, je stärker das Sättigungsgefühl, desto ausgefeilter müssen die Speisen hergerichtet sein, um unseren Appetit zu erregen.

Unser erster Schrei nach der Geburt ist der Ruf nach Luft, aber schon der zweite ist der Ruf nach Nahrung. Und dieser Schrei verstummt nie. Er ertönt bis an unser Lebensende. Ununterbrochen. Bekommen wir keine Nahrung, so sterben wir. Die Wahrheit liegt in einem Wort. Lebensmittel sind Mittel zum Leben. Daraus ziehen sie die Berechtigung ihres Daseins.

Kunstvoll hergerichtete Speisen haben eine kurze Existenz. Zerstört werden sie im Moment des höchsten Genusses. Zerkaut, zwischen Zähnen zermahlen. Der Belag zerfetzt. Die Grundlage in Bröckchen zerlegt, die sich schlucken lassen. Kein Schinkenbrötchen verlässt so schön, wie es hineingekommen ist, den Mund oder gar den Magen.

Die Provokation einer Portraitsammlung von 25 Schokohasen – wie Anita Schwieger sie einst im Hof Ackerboom gezeigt hat – liegt darin, daß jeder von uns im März in den Supermarkt gehen und sich den Einkaufswagen mit diversen Modellen aus der saisonalen Süßigkeitenproduktion vollpacken kann. Der

Anblick eines Schokohasen – seiner Aluhülle entkleidet, mit grenzdebilem Gesichtsausdruck – das Privileg einer satten Gesellschaft.

900 Millionen Menschen leiden auf der Welt an Unterernährung. Alle drei Sekunden stirbt ein Mensch an Hunger. Die Klimaveränderung verwüstet die Ackerflächen längst nicht mehr nur in der dritten Welt, sondern auch in Südeuropa.

Mit den Nahrungsmitteln, die in Deutschland weggeworfen werden, könnten wir ein Land vergleichbarer Größe vollständig miternähren. Ähnlich in England, in Frankreich – während in Griechenland grad die ersten Hungertoten aus den Häusern getragen werden. Hunger heute ist kein Naturgesetz. Er ist ein Verteilungsproblem, nicht eine Frage des Könnens, sondern des Wollens.

Und Hunger ist eine Waffe.

Als die Truppen Nazi-Deutschlands ihren Vernichtungskrieg gegen die slawischen Länder führten, schlossen sie die Stadt Leningrad ein.

Im September 1941 lebten innerhalb des Blockaderings der Wehrmacht fast 3 Millionen Menschen. Davon starben während der knapp 900-tägigen Belagerung 630 000 allein an Hunger und Kälte. Belagerung ist vielleicht das falsche Wort, denn es ging nicht darum, die Stadt zu erobern. Die Führung des Deutschen Reiches hatte keine Verwendung für sie. Leningrad sollte ausradiert, die Bewohner vernichtet werden.

Die wenigsten hier – mich eingeschlossen – können sich am eigenen Leib vorstellen, was es heißt, zu verhungern.

Aber wir brauchen nicht weit zu schauen, um Orte zu finden, an denen Hunger an diesem Tag als Waffe eingesetzt wird. In Syrien zerstören Söldner der NATO und Saudi Arabiens zielgerichtet die Infrastruktur, um die Bevölkerung in Mangelversorgung und Hunger zu zwingen. Ein Staat, der seine Bevölkerung nicht mit dem Notwendigsten versorgen kann, verliert seine

Existenzberechtigung. So funktioniert das heute wie eh und je in den Kriegsgebieten der Welt.

Hunger ist nicht unser Problem. Nahrungsmittel verfolgen uns auf Schritt und Tritt. Wohin wir auch gehen, die Speisen sind schon da. Keine Ecke, um die wir kommen, ohne auf neue Leckereien zu stoßen. Ihrem Anblick können wir uns nicht entziehen. Werbetafeln überbieten sich, Dinge anzupreisen, die wir gar nicht essen wollen. Der Weg in den Supermarkt führt am Grillwagen vorbei. Hähnchenduft verfolgt uns über den Parkplatz, auf dem der Pizzafahrer an uns vorbeiradelt. Neben Einkaufskörben lauert der Frikadellen Stand. Nicht mehr lange und neben den Weihnachtssachen tauchen erste Berliner auf. Gefüllt mit Marmeladen und Eierlikör.

Die Evolutionsbiologie lehrt, daß der Mensch früher für jede Mahlzeit 25 km am Tag laufen musste.

Heute laufen wir allenfalls an der Nahrung vorbei, manchmal auch vor ihr davon. „Nimm mich!“, schreit der Schokoriegel. „Ess mich!“, ruft das Buttercroissant. Nahrung stellt sich uns in den Weg. „Nur eine kleine Kugel.“, wispert es aus der Eistruhe. „Ich bin doch so lecker.“, mault die Bockwurst aus dem Bollerwagen. „Hier bin ich!“, kündigt das Nackensteak vom Schwenkgrill. Nahrung läuft uns hinterher. „Ich bin so crunchig.“, knuspert's aus der Tüte mit den Warenproben. „In fünfzehn Minuten bin ich bei dir.“, verspricht die Vier-Jahreszeiten aus dem Pizzaservice.

Nahrung zerstört unsere Zähne, lässt unseren Leib anschwellen. Sie lähmt unseren Schritt, nimmt uns die Atemluft beim Treppensteigen. Sie raubt uns den Schlaf, wenn wir nach dem Grünkohlabend mit Völlegefühl im Bett liegen. Laufen müssen wir allenfalls bis zur nächsten Nachttankstelle, wenn uns morgens um zwei der Heißhunger nach Schokolade packt.

Und irgendwann, während ich diesen Text schrieb, dachte ich: Guck doch mal in deinen eigenen Kühlschrank. Und hab meine Käsevorräte gestapelt.

Leerdammer Käsescheibchen mit Basilikum und Tomate.

Dann der „echte Franzose“ – mild und cremig, Grünländer Schnittlauch. Der Käse mit der grünen Seele. Ohne Gentechnik – das gilt für das Futter der Kühe ebenso wie für alle Zutaten. Schnittkäse 48 Prozent Fett in der Trockenmasse.

Nochmal Leerdammer. Diesmal original vereint mit der angenehmen Schärfe von schwarzem Pfeffer und einem Hauch Chili. Grünländer – mild und nussig.

Unfair wäre es, den Frühlingskäse mit den feinen Frühlingskräutern zu vergessen. Laktosefrei, ohne Zusatz von Konservierungsstoffen, hoher Calcium- und Proteingehalt. Meine Schinken- und Wurstvorräte verschweige ich.

Und dann die Eier. Seit 6 Tagen abgelaufen. Ich mache mir keine Illusionen über ihr Schicksal. Ich traue mich nicht, sie noch zu essen.

Aufräumen nach dem Grillabend fördert selten den Appetit, während wir mit Ketchup verschmierte Pappen in die blauen Säcke stopfen.

Alles, was wir in die Umwelt entlassen, kommt über die Nahrungskette zu uns zurück. Sei es nun Plastik, im Meer zu Partikeln zerrieben oder radioaktive Teilchen aus Fukushima. Die Natur ist ebenso gründlich wie geduldig. Sie lässt sich Zeit, bis sie uns die Rechnung auf dem Teller serviert.

Mikroplastikkügelchen – zur effektiveren Reinigung in unsere Duschgels und Zahnpasta gemischt – finden den Weg in unser Trinkwasser und unseren Honig.

Exzessiv und maßlos frönen wir der Leidenschaft des Essens. Erst herb, dann süß.

Wir leben nicht in der ersten Überflussgesellschaft der Weltgeschichte. Schon die alten Römer tafelten bis sie sich mit der Feder am Gaumen kitzelten. Um sich anschließend erneut den Bauch voll zu schlagen.

Machen wir uns also nichts vor. Die einzige Konstante im Lauf der Welt ist der Wandel. Schon der Pharao lernte: Auf die sieben fetten Jahre folgen sieben magere. Vertrauen wir also nicht darauf, daß wir ewig so weiterleben, wie wir es jetzt können.

Anita Schwieger konfrontiert uns geradewegs mit unseren Lebensmitteln, Träumen und Alpträumen, die sie uns bescheren. Ihre Tischdecke wird zur Zwangsjacke, das Toastbrot zum Trostbrot. Mortadella dient als Mobile, aus dem die Wurstgesichter starren. Pappteller kommen als Panzer aus der Wand. Die Schokoladentafel hinterlässt das leer gefressene Papier. Um zehn nach zwölf ist der Teller leer.

Ihre Bilder sind manchmal fremd, manchmal niedlich, manchmal abstoßend. Ihre Direktheit immer verstörend. Lakritzschnüre, die wir zumeist achtlos vernaschen, werden zum Galgenstrick, der sich genauso gut aus Schokoladenmasse gießen lässt. Ihr rohes Hühnchen wird nie gekocht, ihr Speckmantel nie gebraten.

Genießen wir also diese Ausstellung.

Ich will niemandem den Appetit verderben, niemandem ein schlechtes Gewissen machen, doch wäre es schön, wenn der eine oder andere, manchmal, gelegentlich, vielleicht im Stillen, ein wenig Dankbarkeit empfindet, ein wenig Demut, daß Zeit und Ort unseres Lebens uns das Privileg verleihen, uns über Überfluss und Überdruß Gedanken zu machen – statt zu hungern.